

I. 232. (A.b.5.)

Helmut Schweikert

Stühlingen

Von Bruchsal in ein Kinderlager nach Wehr verschickt

*Von seiner Heimatstadt **Bruchsal** wird Helmut Schweikert **1944** wegen der Angriffe der Alliierten per „Kinderlandverschickung“ zunächst nach **Triberg** und von dort nach **Wehr** gebracht. Unterwegs wird der Zug beschossen, die Kindern flüchten in einen Bunker. Schweikert schildert das Lagerleben, den militärischen Drill, die „Putz- und Flickstunde“ im ehemaligen **Hotel „Wehrahof“**. Dazu gehörte auch das Exerzieren in Braunhemden, der Uniform der HJ, sowie „politische Bildung“. Beim Skifahren erlebt er die ersten Angriffe feindlicher Jagdbomber. Er hat Dienst als Flugbeobachter auf dem Hoteldach. Dann wird das Lager vor der herannahenden Front aufgelöst. (**1945, keine genaueren Zeitangaben.**) Er versucht, zu seinem Bruder zu fliehen, der in **Amrigschwand** als Erntehelfer eingesetzt war. Er findet dort ebenfalls Unterkunft beim Bauern, darf im Heu schlafen, muss dafür arbeiten. Bei der Feldarbeit Beschuss von Franzosen aus der Nähe. Die Feldarbeiter binden darauf hin weiße Tücher an die Hackenstiele. Der Heuboden mit der Schlafstätte wird von Franzosen „auseinander genommen“. Lebensmittel müssen abgeliefert werden. Schweikert kehrt zu Fuß zurück nach **Bruchsal**. Bei seiner Ankunft ist die Stadt zerstört, viele Verwandte sind tot.*

Bruchsal 1944:

Man schreibt das Jahr 1944 – ein Kriegsjahr wie einige zuvor –, jedoch für die Zivilbevölkerung wurde es immer gefährlicher. Der Trend hieß damals KLV (Kinderlandverschickung).

Meine Mutter – der Vater war zum Militär eingezogen, um für den „Endsieg“ zu kämpfen – war sicherlich froh und damit einverstanden, dass ich in ein solches Programm aufgenommen wurde. Ende 1944 wurde dann ein Transport zusammengestellt, und wir wurden zunächst nach Triberg im Schwarzwald gebracht. Nach einigen Tagen wurden wir eingeteilt nach Schularten und Klassen – ich war in der 2. Klasse der ein Jahr zuvor gegründeten Hauptschule, zum Transport nach Wehr vorgesehen und auch dorthin verbracht.

Unterwegs kamen wir noch in einen Luftangriff bei Villingen und mussten vom Zug aus in einen öffentlichen Luftschutzbunker flüchten. Unsere neue Unterkunft war das ehemalige Hotel Wehrahof, wo bereits ein KLV-Lager mit Schülern aus dem Großraum Mannheim bestand. Die Eingliederung geschah problemlos, zumal wir auch fast den gleichen Dialekt sprachen.

Das Lagerleben verlief nach festen Grundregeln: frühzeitiges Aufstehen (Wecken durch den Morgendienst), Waschen und dergleichen im gemeinsamen Waschraum, Frühstück, danach Betten machen (militärisch), anschließend gemeinsames Frühstück, und dann begann der schulische Unterricht. Nachmittags Schularbeiten erledigen, Flick- und Putzstunde – jeder musste Knöpfe annähen und

Strümpfe stopfen können - sowie Spiele standen auf dem Programm. Mittwoch- und Samstagnachmittag war Exerzieren angesetzt, meist auf dem angrenzenden Platz des Hotels oder an der Landstraße nach Todtmoos.

Den ersten gefährlichen Kontakt bekam ich beim Skifahren, als uns plötzlich französische Jabos im Tiefflug mit ihren Bordwaffen beschossen. Die Trefferquote war allerdings und Gott sei Dank null. Für den vormilitärischen Drill wurde uns ein Lagermannschaftsführer (Leutnant) zugeteilt, welcher für die außerschulischen Belange wie politische Bildung u.ä. zuständig war. Auch beim Exerzieren auf der Landstraße nach Todtmoos wurden wir mehrfach von den französischen Jabos unter Feuer genommen. Verletzte oder gar Tote gab es bei diesen Angriffen nicht.

In diesem Zusammenhang wurde von der Lagerleitung als Frühwarnsystem ein Flugbeobachtungsdienst auf dem Dach des Hotels – sprich Lager – eingerichtet. Tagsüber wurde diese Beobachtungsstelle von ein bzw. zwei Kameraden im festgesetzten Stundenrhythmus besetzt, um uns rechtzeitig vor Luftangriffen zu warnen.

Anfang 1945, als die Front der Alliierten immer näher rückte, machte sich auch bei unseren Lehrern und Vorgesetzten Sorge um den so beschworenen Endsieg breit. Als im Frühjahr 1945 durchsickerte, dass französische Truppen bereits Donaueschingen eingenommen hatten, beschloss unsere Lagerleitung, um nicht geschlossen den Franzosen in die Hände zu fallen, das Lager aufzulösen. Jenen von uns, die in der näheren Umgebung Verwandte oder Bekannte hatten, legte man nun nahe, diese aufzusuchen, um dort das Kriegsende gefahrloser zu überstehen.

Wir hatten in Bruchsal in unsere Pfarrei einen Kaplan namens Thoma, der im Jahre 1944 Erntehelfer für die elterliche Landwirtschaft gesucht hatte und diese für die großen Ferien mobilisierte. Darunter war auch mein drei Jahre älterer Bruder, und ich konnte mich noch schwach daran erinnern, dass der Ernteeinsatz bei den Eltern unseres Kaplans Thoma in Amrigschwand - heute ein Teilort von Höchenschwand - stattfand. Der Entschluss zum Verlassen des Lagers war gefasst, und so suchte ich mich mit noch zwei Lagerkameraden aus Bruchsal unser Heil in der Flucht aus dem Lager. Seinerzeit wurde nicht gerade Rühmliches geschweige Freundliches über die französischen Befreier laut.

Nun zu den Ereignissen nach dem Verlassen des Lagers am 20. April 1945 (Hitlers Geburtstag). Wir hatten unsere Schulranzen wie Tornister bepackt und Kleidung, soweit zivile vorhanden war, eingeräumt. Im Lager und auch außerhalb durften wir uns nur in Uniform bewegen, d.h. im wärmeren Tagen kurze schwarze Cordhose, Koppel, Braunhemd, schwarzes Halstuch mit Lederknoten und Schulterriemen. Die Winterausrüstung bestand aus so genannten schwarzen Überfallhosen sowie einer schwarzen Winterbluse. Die Winterbluse durfte übrigens nicht über der Hose getragen werden. Zuwiderhandlungen, auch solche bei provisorischen Knopfbefestigungen mittels Zahnstocher und dergleichen, wurden mit

Ausgangsverbot geahndet. Dieses Missgeschick hatte jeder einmal erfahren. Ausgang gab es übrigens nur zweimal pro Woche.

Nachdem wir uns nun zu dritt und zu Fuß auf den Weg nach Amrigschwand gemacht hatten, trafen wir bei Todtmoos einen Radfahrer, der sich nach unserem Ziel erkundigte. Dieser erklärte uns, wie wir auf kürzestem Weg nach Ibach, seinem Wohnort, gelangen konnten und eröffnete uns, dass wir bei ihm – er hatte uns sein Anwesen beschrieben – übernachten könnten. Als Orientierungshilfe hatten wir nur ein aus einem Schulatlas herausgerissenes Blatt. Als wir in Ibach eintrafen, wurden wir bereits von ihm erwartet, und er hatte für uns ein Essen vorbereitet. Es gab Bratkartoffeln mit Speck aus einer großen Pfanne – keine Teller – und dazu frische Milch.

Wir konnten uns seit längerem hier mal so richtig satt essen. Wie sich später herausstellte, war unser Gastgeber ein alter Junggeselle. Leider konnte ich ihn bei einigen späteren Besuchen in Ibach nicht mehr ausfindig machen.

Von Ibach aus gingen wir dann weiter Richtung Amrigschwand, erreichten am zweiten Tag Höchenschwand und baten dort um Übernachtungsmöglichkeit, ohne zu wissen, dass Amrigschwand nur noch eine gute Gehstunde entfernt war. Allerdings waren wir auch total müde und erschöpft.

Am nächsten Morgen nach dem Abschied von unseren Gastleuten nahmen wir den Weg nach Amrigschwand unter unsere immer noch müden Füße und trafen gegen Mittag, nachdem wir uns durchgefragt hatten, bei der Familie Thoma auf ihrem Bauernhof ein. Wir fanden auch Unterschlupf bei der Familie Thoma, allerdings mussten wir im Heustock kampieren und schlafen, weil sonst kein Platz vorhanden war. Uns hat dies überhaupt nicht gestört. Wir waren froh, überhaupt irgendwo untergekommen zu sein, um das Ende des Krieges heil zu überstehen.

Als Gegenleistung für die Unterkunft und Verpflegung mussten wir uns natürlich nützlich machen und gingen mit aufs Feld zum Steine aufzulesen oder die Felder für die Aussaat vorzubereiten. Jeder von uns bekam auch einen Stall zum Betreuen der Tiere zugewiesen. Bei der Feldarbeit kamen wir erneut unter Beschuss durch französische Truppen, die von Höchenschwand kommend am Waldrand Richtung Amrigschwand lagen und auf alles schossen, was sich bewegte. Hier kam uns unsere vormilitärische Ausbildung zu Hilfe, indem wir rückwärts robbend uns aus der Schusslinie verziehen konnten. Auch hierbei wurde niemand getroffen oder verletzt.

Am nächsten Tag hatten wir alle an unsrer Hacken, welche wir geschultert trugen, weise Tücher gebunden, um so einem eventuellen Beschuss vorzubeugen. Als wir wieder einmal von der Feldarbeit zurück kamen, war unser Lager auf dem Heuboden total auseinander genommen und unsere Habseligkeiten lagen überall zerstreut herum. Die Franzosen hatten den Hof nach versteckten Soldaten

durchsucht und waren der Überzeugung, dass hier einige Werwolfangehörige Unterschlupf gefunden hätten.

Die auf dem Hof allein anwesende Bäuerin hatte alle Mühe zu erklären, dass es sich bei uns noch um Kinder handelte, die die Kriegswirren hierher verschlagen hatte. Aufgrund dessen dass nur Kleider und Schuhe in Kindergrößen vorhanden waren, ließen sie sich überzeugen und nahmen von einer Bestrafung Abstand, welche seinerzeit fast immer im Abbrennen des gesamten Anwesens bestand.

Eine meiner Aufgaben – ich war der Älteste von uns dreien – war auch, wöchentlich mit Pferd und Wagen nach Höchenschwand zu fahren, um Lebensmittel wie Speck, Eier, Butter, Mehl, Brot und dergleichen bei unsere Besitzern abzuliefern. In dieser Zeit musste ich auch öfters mit Pferd und Wagen nach St. Blasien fahren, um in der Apotheke Medizin für die jungen Ferkel zu besorgen, die an einer Krankheit litten. Verbindung zu unseren Angehörigen hatten wir zur damaligen Zeit nicht, es gab weder Post noch Eisenbahn, geschweige eine andere Art, um Kontakt aufzunehmen.

Nach etwa sechs Wochen entschlossen wir uns, zu Fuß nach Hause zu trampeln – diesen Ausdruck kannte man damals übrigens nicht. Eine Bekannte der Familie Thoma schrieb für uns in Französisch – wir hatten nur Englisch als Fremdsprache – eine Art Bescheinigung, aus der ersichtlich war, dass wir keine Soldaten waren und trotz unserer schwarzen Uniformen auch nicht zur SS zählten, noch zu der Gattung der von den Franzosen gefürchteten Werwolfvereinigung gehörten.

In der Pfingstwoche des Jahres 1945 sind wir dann nach sechstägigem Fußmarsch über Höchenschwand – Schluchsee – Freiburg – das Rheintal abwärts in Bruchsal angekommen. Dort begann dann die Suche nach unseren Angehörigen, denn wie sicher allgemein bekannt, haben die Alliierten am 1. März 1945 völlig unnötigerweise mein kleines Heimatstädtchen mit ca. 20 000 Einwohnern in den Mittagsstunden bei einem Luftangriff zu 85 Prozent zerstört, wobei auch einige meiner Familienangehörigen zu Tode kamen.

Eine zweite Berichterstattung über die Verhältnisse nach dem Krieg würden sicherlich diesen Rahmen sprengen, wären aber mit Bestimmtheit für die nachfolgenden Generation nicht uninteressant.

Dieser Rückblick über die Ereignisse vom Kriegsende 1945 wurde nach besten Wissen und Gewissen sowie unter Berücksichtigung der noch vorhandenen Erinnerungsfähigkeit erstellt.

Helmut Schweikert

Anmerkung: Berufliche Gründe haben mich zunächst nach Südbaden verschlagen und zwar zunächst nach Stühlingen, dann nach Stuttgart und über Waldshut nach Stühlingen. In Stühlingen selbst war ich

lange Jahre Stadtkämmerer, und in dieser Eigenschaft suchten wir eine Mitarbeiterin für die Belange der Stadtkasse. Auf unsere Ausschreibung hin hat sich u.a. eine junge Frau aus einer Nachbargemeinde beworben, welche auch eingestellt wurde. Beim Durchlesen der persönlichen Daten habe ich festgestellt, dass sie mit Geburtsnamen Thoma hieß und in Höchenschwand geboren war. Auf meine diesbezüglichen Fragen stellte sich heraus, dass sie eine Tochter des seinerzeit 16-jährigen Sohnes der Familie Thoma aus Amrigschwand war. Somit könnte man fast sagen: „Der Kreis hat sich wieder geschlossen.“